

161

## Gylldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skoldborg.

Eines Tages taucht, aus der Stadt kommend, ein neuer Häusler auf in Gylldholm.

Er bleibt nur kurze Zeit — gleich einem Vogel, der auf seiner Wanderung Rast hält.

Auch in anderen Dingen sieht er einem Vogel ähnlich.

Er ist klein von Gestalt, und sein ganzes Wesen ist hurtig, lebhaft und leichtbeweglich, ganz im Gegensatz zu den übrigen Häuslern.

Und er ist unbekümmert wie ein Vogel. Er spielt Handharmonika und singt gern.

Aber mit anderem Schnabel als die andern, und eine ganz andere Art von Liedern. Und er hat beim Sprechen ganz andere Worte und spricht von ganz anderen Dingen.

Er ist neu in mehr als einer Beziehung.

An einem Märztag stellt er sich ein. Auf einem Fiehswagen, der angefüllt ist mit allerhand zerbrochenen Mobilien, hält er seinen Einzug mit Weib und Kindern, die gleichmäßig verteilt auf dem Gerümpel sitzen. Vermlich und zerrissen sieht das Ganze aus, aber er ist sehr vergnügt, und das ist die Frau auch.

Klein-Basse ist tot, und seine Witwe und die Kinder sind an die Heimatsgemeinde zur Versorgung zurückgeschickt. Es ist sein plötzlich leer gewordener Platz, den dieser ausfüllen soll.

Der neue Rämer erregt Verwunderung. Er sagt dem Verwalter so frei und gemächlich guten Morgen, als hätten sie sich seit vielen Jahren gekannt. Und als der Inspektor ihm zuruft, er möge sich tummeln, fragt er ihn erst, ob er auch Bauchweh habe. Und dann möchte er gern darüber aufgeklärt werden, wieviel Arbeit man für eine Krone pro Tag, bei eigener Kost, verlangen kann. Dabei dreht er seinen Schnurrbart.

Wenn die Arbeit ruht, fragt er die andern Häusler, wie lange sie schon in dieser Sklaverei sind, denn das sei ja schlimmer als das Buchthaus. Da kriegen die Menschen doch ordentliche Kost, hier aber langt es nur zu Wasser und Brot.

Alle stutzen und schweigen. Solche Reden kennt man nicht auf Gylldholm. Und er bringt die Worte so sicher und geradezu heraus, als könne an ihrer Richtigkeit gar nicht gezweifelt werden.

Am Abend versammeln sich die Häusler bei ihm, um noch mehr zu hören.

„Habt Ihr Eure Kontrakte gelesen, Ihr guten Leute?“ sagt er. „Dort steht, daß sowohl Mann als Weib der Gefindeordnung unterworfen sind und sich verpflichten, Sonntags und wochentags zu arbeiten, wenn es der Gutsherren befiehlt. Ihr dürft ohne Erlaubnis keinen Fremden beherbergen, und nicht einmal — einen Hund dürft Ihr halten! . . . Man sollte glauben, es wär' vor 200 Jahren! Seid Ihr Männer? Nein, Sklaven seid Ihr! Und Eure Weiber sind Sklavinnen. Die Familie muß arbeiten und sich schinden, damit solch ein Gutsherrenmaul sich mästen kann. Wir haben kaum zu essen — von Kleidung gar nicht zu reden. Und zum Schluß winkt uns das Armenhaus . . . Nein, bei meiner Seligkeit, das ist die reine Sklaverei — und hätte diesen Winter in der Stadt nicht so viel Arbeitslosigkeit geherrscht — der Teufel sollte mich holen, wenn ich hier rausgezogen wär . . . Auf diese Weise ist es nun schon mehrere hundert Jahre gegangen; da wäre es wohl nicht zu fröhlich, mal Aenderung zu schaffen. Und es gibt nur einen Weg. Wollt ihr eine Genossenschaft bilden, wie wir sie in der Stadt haben? Dann kann es wohl gehen. Hier ist nichts, was anfröhlicht. Aber das Messer muß ihnen an der Kehle sitzen, diesen Burtschen, sonst ergeben sie sich nicht. Wenn wir nicht arbeiten, wenn man uns nicht den Lohn gibt, den wir verlangen, glaubt ihr dann, daß sie selbst Schaufel und Spaten in die Hand nehmen? Nein, kein Gedanke! Und sie können ja nicht einmal ohne uns können sie nicht leben! Wer pflichtigt ihnen das Land? Wer erntet sie und drückt ihnen das Korn? Wer paßt ihr Vieh? . . . Und dabei wollen sie so lumpig sein und uns eine ordentliche Lebensweise mißgönnen, wo sie selber Wein und Braten schleimen, mehr als

sie hinunterbringen können! Und dabei verlangen sie wohl gar noch, daß wir mit der Mühe in der Hand dastehen und uns bedanken. Nein, die Zeiten müßten nun eigentlich vorbei sein. . . . Und was sollen die Gutsbesitzer mit all dem Land und all der Macht? Sind sie nicht Menschen wie wir? Da können sie ja wohl auch arbeiten wie wir! Und es könnte ja wahrhaftig eine ganze Stadt aus solchem Nittergut werden, und aus einigen sogar mehrere. . . .“

Er redet unausgesetzt, als könne er nie zu Ende kommen mit dem, was ihm auf dem Herzen liegt. Ein Gedanke gebiert den nächsten, und seine Augen blitzen.

Sobald einer der anderen eine Einwendung versucht, haßt er augenblicklich auf ihn los wie ein Vogel mit seinem Schnabel.

Und dann redet er weiter . . . Oder er nimmt die Handharmonika und singt:

„Auf, Brüder! Herbei es tagt im Ost —  
Laßt uns an die Arbeit gehen vereint,  
Man höhnt der Armen einzigen Trost:  
Das Recht, daß auch uns die Sonne bescheint.  
Man nimmt uns die Freiheit,  
Beschneidet unser Brot,  
Herbei drum — zur Arbeit!  
Leben oder Tod! . . .“

Sein Lied ist hübsch und voll warmen Empfindens, und seine Begleitung auf dem armseligen Instrument ungewöhnlich gut.

Die Häusler sehen sich an.

Nach jedem Vers kommt ein langes Zwischenpiel, und die Paßklappen braucht er mit großer Geschicklichkeit.

Und bei jedem Vers nimmt der Ton an Innigkeit zu. Seine Augen, sein Zurückwerfen des Kopfes, seine Seele und sein Körper haben Teil an diesem Lied und dieser Musik. Es ist, als höre und sehe er ein ganzes Orchester, das an der Spitze eines Zuges marschiert, dessen Tritte er durch die Paßklappen der Handharmonika markiert.

Nach und nach heben die Häusler den Kopf und nicken im Takt, als hörten und sähen sie daselbe wie er . . .

Wenn sie aber draußen vor dem Hause sind, scheinen sie in die alten Falten zurückzusinken.

„Meiner Seel, der ist doch wahrhaftig — nicht recht klug, dieser Mensch!“ pfeift Jakobus.

„Etwas wild schaut er ja aus, aber — äh . . .“ Nils Nön kommt nicht weiter.

Der rote Jens fällt ihm ins Wort: „Ja, er gehört zu denen, die direkt in die Luft gehen, aber es macht doch Spaß, ihm ein bißchen zuzuhören!“

Per Holt aber sagt ernst und fest, als sei er zu einem Resultat gekommen: „Es ist, holt der Teufel, etwas Wahres an dem, was er sagt!“

Krån Sows grinst. „Gestern, das war fein. Ich stand drüben am Eishaus, und er kam gegangen, um mir zu helfen. Da stößt er auf den Kammerherren. Er greift auch an die Mühe, aber nicht ein Lüttelchen mehr, als absolut notwendig ist. Und als er an ihm vorbei ist, spuckt er aus, grad, als wollte er sagen „psui Deibel“. Es sah ganz drollig aus, he, he!“

Nach einer kurzen Pause sagt Palle: „Soviel ist gewiß — Handharmonika spielen, das kann er!“

Und damit gehen die Rämer auseinander, jeder in seine Behausung.

Jeden Tag bekommt der neue Mann mit der Post den „Sozialdemokraten“. Auch das ist etwas Besonderes. Sonst war es nur der Kammerherr, der auf Gylldholm Zeitungen erhielt. Es ist, als stünde der neue Mann durch dieses Blatt mit irgend etwas da draußen in der Welt in Verbindung. Und er ist ganz verfallen darauf.

Alle Tage gibt es etwas, das er aus dem „Sozialdemokraten“ vorlesen muß. Es ist dasselbe, was er erzählt. Genau dasselbe liest er ihnen vor. Und sie selber können es lesen. Mit gedruckten Buchstaben steht es vor ihren Augen.

Eines Tages hat ihm der Landbriefträger die Zeitung hinter der Scheune eingehändigt, wo die Häusler damit beschäftigt sind, einen Erdwall fortzuschaffen. Es ist die Vor-

mittagsfrühstückspause. Sie fehen sich hinter einige Büsche auf ihre Taten und verzehren ihr Schmalzbrot; denn die Erde ist kalt und feucht, und sie strecken die Beine aus mit den schweren Holzschuhstiefeln, on denen die Erdklumpen noch haften.

Der neue Mann beeilt sich, mit dem Rauem fertig zu werden. Und dann liest er den andern, die kauend und blinzeln unter den Büschen auf dem Wall sitzen und zuhören, die Zeitung vor.

Er ist gerade mitten in einem Artikel über die Tyrannei des 19. Jahrhunderts, als der Inspektor hinzukommt und ruft: „Dies Schmuckblatt werden wir bald ausgerottet haben!“ „Du sollst Dir einen Platz drüben bei den Schwarzen suchen . . .“

„Vorwärts, an die Arbeit!“ kommandiert der Inspektor. So ist es alle Tage. Mit diesem Häusler ist etwas Neues in Gylldholm eingezogen. Wo er ist, ist immer Unruhe. Und beständig gibt es kleine Szenen. Tag für Tag.

(Fortf. folgt.)

## Der tote Knabe.

Von J. P. Brodmann.

Aus meiner ersten Jugendzeit ist mir nur eins im Gedächtnis haften geblieben: ich war immer hungrig! Mein Vater, ein 40 jähriger Arbeitsmann, sah einen Winterabend daheim in unserer Stube in der Bürgergasse und aß sein Abendbrot. Unter seinem zerbrechlichen Stuhl spielte eine junge Katze mit den Franfen seines zerstückelten Arbeitsrodes. Ich selbst sah auf einem Holzschemel zu des Vaters Füßen. Das Licht einer alten Lampe mit zerbrochenem Zylinder fiel auf sein härtiges, etwas barsches, sorgenvolles Gesicht und beleuchtete den alten wackeligen Tisch nur schwach. Sonst lagerte eine dichte Finsternis in allen Ecken des Zimmers.

Der Vater hob und senkte taktmäßig seine große braune Hand über dem Teller. Ich zählte es jedesmal, sobald er die Gabel nach dem Munde führte, und ich verfolgte das Verschwinden der Bissen hinter seinen kantabalfarbigem Zähnen — neidisch. Warum durfte er sich gut tun an einem gebratenen Schellfischschwanz, während ich dasaß und zusehen mußte?!

— — Eins, zwei, drei, vier, fünf — —. Er aß natürlich alles! Ich erhob mich und schielte über den Rand des Tisches. Da lag noch ein kleiner Rest vom Fischschwanz auf dem halbzerbrochenen Teller, umspült von dem klaren Fett! Der Fisch war so grau und runzelig, daß man im Zweifel sein konnte, ob er gebraten oder gekocht war. Ein brauner, irdener Topf mit Kartoffeln stand daneben. Eine besonders große mit zwei Flecken, Abzeichen von Mutters schwarzen Fingern, umschloß, ich liebevoll mit meinen Augen.

Bereits zehnmal hatte sich die Gabel in Vaters Hand gehoben und gesenkt. Es war Zeit! Nun mußte ich eingreifen! Und ich sagte rasch: „Schmeckt es gut, Vater?“ Er aber blinzelt nur listig mit den Augen und unterließ klüglich jede Unterhandlung mit mir. Sein Appetit war wie das Feuer — verzehrte alles!

Die junge Katze spielte weiter mit den Franfen des zerstückelten Rodes, von der Straße herauf hörte man Wagenrasseln und zwischen durch das heisere Rufen eines Straßenhändlers.

Aber draußen in der Küche stand die Mutter, groß und mager, der Schein einer kleinen Lampe beleuchtete nur spärlich ihr knochiges, graues Gesicht.

Plötzlich fing ich an zu schreien und zu trampeln. Im Nu hatte ich eine solide Ohrfeige auf der Wade sitzen. Sie war von des Vaters harter Hand und brannte. Den ganzen Abend hindurch roch ich das Fett des Fisches auf meiner Wade.

Das Essen spielte immer die größte Rolle. Eines Sonntag-nachmittags im März stand ich in der Küche und wühlte in den auf einem Teller liegenden Brotresten. Einige waren mit Fett beschmiert, andere schwarz, hart und ohne Fett. Ich strengte mich an, die besten zu finden — eine, die nicht zu hart war, beschmiert über die ganze Fläche und groß dazu.

Plötzlich sehe ich etwas Gelbes? Was ist das? Butter! Ich fische danach — ein ganzes Stück Brot! Bestrichen mit frischer Butter!

O, wie das schmeckte! Wunderbar! Die erste Butter seit fünf Monaten! Zulezt leerte ich den ganzen Teller auf den grauen Mäntelisch, um noch mehrere der der delikaten Butterbrote zu finden. Aber es waren keine mehr darunter.

Die Mutter kam nach Hause mit Scheuereimer und Schrupper. Auch sie begann in dem Hausen Brotreste zu suchen. Ihre Augen lagen tief im Kopfe, in dunklen Höhlen, die der Hunger, die vielen schlaflosen Nächte und schwere Arbeit gegraben hatten.

Endlich fragte sie seufzend: „Hast Du mein Stückchen Butterbrot gegessen?“

„Nein, das habe ich nicht! Aber die Katze naschte vorhin am Teller herum!“

„O, die elende Katze! Wie ich mich gefreut habe auf das bißchen

Butterbrot zu meinem Tee!“ Dabei bewegte sie die grauen Lippen, als ob sie in Gedanken den entgangenen Lederbissen speiste.

Ich litt namentlich unter meinem unterschämt feinen Geschmack. Ich konnte schmeden, ob ein Fisch in Butter oder in Margarine gebacken war. Ich konnte kein mit Milch zubereitetes Essen leiden; stets verlangte ich stärker gewürzte Fleischspeisen und starken Kaffee. Vater und Mutter aßen Fettbrot zu ihrem Tee; mir war übel, wenn ich nur daran dachte. Ich haßte die mit Mehl gemischte Wurst und auch das alte, trodene Brot, das wir kauften, weil es billiger war und sich „nicht so schnell verschmilt“.

Aber ich litt nicht im Stillen! Ich machte Spektakel. Und alle die Ohrfeigen, die ich vom Vater bekam! — Wir zwei wurden Feinde von meinem siebenten Jahr ab!

Dst stand ich außerhalb vor den Küchfenstern des Hotels „Angleterre“ und sog den Dunst der Speisen ein, oder ich stellte mich vor die Schaufenster eines Automaten-Restaurants und musterte die ausgestellten Speisen.

Eines Sonnabends kaufte ich mir eine Portion Goullasch für 40 Pfennig! Das Essen war fett, aber ich überstunte es mit Pfeffer und Salz. Und da ich gegessen hatte, erschien mir der Himmel rosenrot.

O hätte ich doch zwei Mark, zehn Mark, hundert Mark gestohlen anstatt dieser elenden 40 Pfennige, von der Nachbarin bestaubtem Fenster!

Meine Sinne waren allezeit wie ein Sieb! Des Daseins leichteste Substanzen glitten schnell hindurch. Nur der Schlamm blieb zurück. Zulezt wurde mein Inneres eine finstere, kalte Schlammbank.

Ich sagte oft zu mir selbst: „Sei froh! Das Leben ist nicht so übel! Am Sonntag warst du im Wald und trankst Zitronenwasser! Du warst zur Weihnachtsfeier! Du verdienst dir 25 Pfennig, als du einen betrunkenen Matrosen zur „Marine“ brachtest! Das Leben hat viele Lichtseiten!“

Schnid — Schnad! Ich war und blieb ein Quertreiber!

Das ganze Geheimnis war das: Meine Nerven waren nicht in Ordnung! Es fladerte etwas in meinem Gehirn. Die Gedanken jagten sich und ich gab mir nie Zeit, zu verweilen. Wenn ein Pferd durchbrannte, standen alle Knaben, Mädchen, Erwachsene und sahen interessiert nach dem Tier und schauerten über dessen Wildheit. Sie untersuchten sorgfältig den umgerissenen oder geknickten Laternenpfahl! Ich sah eine Sekunde hin! Ging es mich etwas an, wenn das Pferd rasend um eine Straßenecke bog oder die Straße geradeaus lief! Was gab es dazu gaffen? Und ich ging mürrisch weiter! —

Aber konnte ich etwas dafür?! Da meine Mutter mit mir ging, arbeitete sie zehn Stunden täglich in einer Tabakfabrik, ich wurde nikotinvergiftet, seit der erste Lebensfunke sich in mir regte.

Die Mutter glaubte, der Vater würde sie sitzen lassen in ihrem Zustand, und ihre Nervosität ging in mein Blut über. — Kann ich dafür?!

In der Schule ging ich meinen eigenen Weg. Ich konnte meine Kameraden nicht leiden, aber auch die Lehrer nicht. Ich bombardierte die Lehrer mit Fragen, die sie nicht beantworten konnten, und sah sie höhnisch an. Hin und wieder bekam ich Ohrfeigen. Sie brannten mir jahrelang auf meinen Waden. Aber es kranke mich am meisten, daß ich mich nicht rächen konnte! (Schluß folgt.)

## Vom wehrhaften Herrn Swinegel.

Erlebnisse von Alwin Rath.

Zuerst lernte ich die Wehrhaftigkeit dieses kleinen Vorstenviechs kennen, als ich noch ein ganz kleiner Bursch war und meine hauerlustige Patschpote erhob, um auf unseren Hausigel loszuschlagen, weil er gar nicht mehr der alte possierliche Anurrbar zu sein schien. Denn er hatte sich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, plötzlich zu einer Stachelugel zusammengerollt, weil ein Huhn mit lautem Gekacker aus des Nachbars Garten über das niedrige Stalldach im Hof herüber spektakel kam und adlermäßig durch die Lüfte segelte. Das hatte dem Igel einen bösen Schreck eingeflößt — und er lag da nun mitten auf dem Hof auf den grünlichen Steinplatten, sträubte alle Stacheln, die er zur Verfügung hatte, dem laut gackernden Huhn entgegen und grunzte gar nicht mehr wie ein kleines Schwein. Mäuschenstill lag er da dieser mir noch unbekannter Form tiefster Eingezogenheit. Ich schlug also empört auf den unartigen Swinegel kräftig mit meiner Patschpote los — soll aber die Hand sehr rasch wieder in die Höhe haben fahren lassen und dann geheult haben, daß mein stadhtlicher Freund sich noch mehr in sich zurückgezogen habe.

Später, als ich schon etwas größer war, aber doch noch in den Kinderschuhen steckte, lernte ich seine Wehrhaftigkeit auf etwas traurigere Weise kennen. Wir wurden zum Swinegelbraten eingeladen!

Ich muß aber gleich dazu sagen, daß es Zigeuner waren, die sich uns gegenüber hier so gastfreundlich erwiesen. Diese braune, bunte Gesellschaft, die gewöhnlich feilkänzelnd und pöbelnd durchs Leben

das kalte, laugeste Wasser, um den kalten, schmerzhaften, kalten dem mir nicht dazuhörten, und so wüsten sie wohl in der Hitze geschwitzt, daß wir sehr schmackhaftes Sauerkraut in den Häusern hatten. Das stellten sie bei der Einladung zur Beibung, daß sie eine Schüssel voll — sie brachten eine mit, und sie war nicht klein — von dem frischen Sauerkraut bekämen.

Mein Vater konnte manches Mal guter Laune sein. So bekamen sie ihren ansehnlichen Buzgauer Kaps gehäuft voll. Ein noch ganz kleiner Zigeuner fuhr gleich mit den braunen Fingern in den Kaps hinein und ließ dann die gelben Fasern des über den offenen Mund gehaltenen Krautes verschwinden, wie so ein kleiner Neapolitaner seine Maffaroni futtert.

Mutter durfte nichts von dem Zigelgelage wissen. Ich ging mit Vater ziemlich still aus dem Haus hinaus.

Ja, er war sehr wehrhaft, dieser arme Zigel, der da an einem Spieß über dem Feuer schmorte. Man hatte dem tapferen Kerlchen sein Fell voller Lanzen auch nicht im Tode ausziehen gewagt. Oder war es nur das Feinschmederraffinement dieser seltsamen Küche? Ein ganz alter Zigeuner, der einer ausgegrabenen ägyptischen Mumie etwas ähnlich sah, hielt den Braten. Seine tadderige weiße Hand ließ den unseligen Zigel, auf den Hunderte von Augen der ehrsamten Pfahlbürger aus der Stadt gerichtet waren, öfter mitten in die knisternde Glut fallen, daß ein bestialischer Gestank von seinen schmorenden Stacheln ausging. Das verdarb mir dann etwas den Appetit. Es war eine ungeheure Volksmenge vor dem Tor um den tadderigen Zigeuner und seinem schmorenden Zigel versammelt — und als nun der Alte uns als unseren Anteil das versengte Zigelfell brachte, gab es überall ein merkwürdiges Aufsehen — an einigen Stellen ein helles, herzliches Gelächter.

Es ist zum Heile des Zigels, daß er, wenn er es nicht mit Zigeunern zu tun hat, gewöhnlich selbst mehr Jäger als Wild ist — daß er geradezu ein großer Nimrod vor dem Herrn ist, wenn ihm Grillen, Krüschschaben, Mai- und Mistkäfer, Heuschrecken und Regenwürmer, Wald- und Feldmäuse, Raattschnecken und Kellerassel, überhaupt der ganze Wildpark des Herrn Swinegel in das Gehege seines Stachelpelzes geraten. Aber er geht nur nachts auf Jagd. Das ist seine ungemaine Schlaueit — denn er weiß, daß fast alles andere Getier nachts schläft, und ehe es von dem Schreck sich recht bekommen hat, den sein im Laube raschelnder Panzer den kleinen erwachsenen Schläfern verursacht, hat die Filounaße des Vorstentierchens sie schon gerochen und der Miniaturschweinerüssel sie bereits gefchnappt.

Welche Vorteile die nächtliche Zigeljagd noch weiter hat, erfahre ich, als ich meine dritte Bekanntschaft mit ihm machte. Ich war schon Student — und ich schäme mich fast, zu gestehen, daß mich meine Swinegelpassion immer noch nicht verlassen hatte. Eines Abends gehe ich im blauen Lichte der Dämmerung von einer Waldschänke in der Nähe der Universitätsstadt heim. Am Waldbrande neben einer buschigen Hecke fahre ich etwas nervös zusammen. Ein lautes Rascheln neben mir im Laub an der Erde! Ein ganz unverkennbar lauter Spektakel! Meine Menschenwürde empörte sich fast dagegen, daß irgendein Viech so unverfroren sich gleich neben meinem Fuß wichtig zu machen wagte. Im nächsten Augenblick trippelt etwas wie eine Ratte in den Weg hinein — macht links um, kehrt, schnüffelt spitznäsiger in die Luft, wittert meine Schuhspitze, wackelt frech drauflos . . . ich stoße mich dem Stoß zu: die Ratte ist eine Krage, und dann habe ich ihn auch schon im Hut, den Herrn Swinegel, der seine passive Wehrhaftigkeit mit den gespreizten Stacheln mir recht anschaulich vor Augen führt.

Ein vorübergehendes Bäuerlein steckt seine windgerötete Nase in meinen Hut und begutachtet dann: „Na, Häär, dei Hedd over wahne (mächtig) Käusel!“ Als ich auf einem bekannten Gutshof im Halbdunkel noch eine Tasse Stippmilch esse, sagt mir das pausbäckige Milchmädchen: „Bestellen Sie morgen nur den Kammerjäger — nicht für den Zigel, für die Käusel!“ Aber meine unselige Swinegelpassion war stärker — und ich nahm ihn mit, tupfte ihm ab und zu auf die Nase und setzte ihn in meinem Zimmer aus, einem Gasthauszimmer, in dem ich damals logierte. Milch bekam er — Wurst und Semmel —, die Mädchen aus der Küche brachten ihm noch ein Stück Hühnerbraten. Aber da war er schon nicht mehr zu sprechen, trotzdem eine Blondine dazwischen war, die jeden Abend als Maquet am Büfett strahlte. Nichts lodte ihn mehr aus der tiefsten Ede unter meinem Bett hervor.

Endlich, als ich einzuschlafen begann, machte er sich zu meiner Genugtuung an der Tasse Milch unterm Bett zu schaffen, die laut klapperte. Aber es klapperte nun ununterbrochen! Ich hörte die Stunden schlagen — hörte die Tasse klappern! Endlich springe ich auf und reiße den klappernden Scherben unterm Bett weg — muß aber durch eine Schmiere von Milch, Fett, Brotkrumen, Hühnerbeinen und Wurstpellen mich schieben, um ihn zu erlangen. Anrrend und schauend säßt die unsichtbare Nacht rings durch das Zimmer.

Nun schlafe ich trotzdem bald ein und träume wunderschön: Winterlandschaft — verschneiter Wald — feierlich still — süßes Schellengellir — jahres Erwachen! Aus der Ede, wo der Trumeau mit den kostbaren Nippes in der untersten Etage steht, klingt das Schellengellir her! Gleich bin ich auf dem kirrenden Schlachtfeld. Der Sieger hat es schon verlassen. Alles wird auf den Tisch geschafft, ob mit oder ohne Kopf, mit oder ohne Arme und Beine. Wieder ins Bett! — Ein paar Bierflaschen, die von einer Zecherei auf dem unteren Bücherbrett liegen gelieben sind, bekommen helles Leben und poltern daraus hervor — vergnügliche Grunzen. — Auch

und jetzt nicht mehr bewußt ist und der Tod darauf ebenfalls. — Auch auf den Tisch! — Gleich noch eine Spirituose und eine Weinboje für Pinjel, die einen beweglichen Dedel hat. Endlich — Mabel.

Aber es stiebt etwas unterm Bett hervor und geradeswegs in den Kohlenkasten hinein und scheint durch die Kohlen sich einen Ausweg ins Freie graben zu wollen. Sie fallen überall im Zimmer nieder, wie aus einem Vulkan geworfen. — Auch den Kohlenkasten auf den Tisch — und den Ofenvorsatz! Ich hülle mich in eine Kamelhaardecke und warte auf einem Stuhl der Dinge. Eine Viertelstunde friere ich — gehe wieder ins Bett mit schläfrig summendem Schädel. Wie abgepaßt, beginnen nun dunkle Töne laut zu werden. Wie Funken von gezeugenen Sprungfedern klingt's aus der Gegend des Sofas. Das auch auf den Tisch?

Endlich kommt mir der erlösende Gedanke: die Tür sperrangelweit offen — und nun hinter dem infernalischen Tier her gehebt, bis es draußen ist. Gleich hebt Erdmann, eine mir befreundete Tadelhündin, im oberen Hausflur ein giftiges Gefäß an. Der Tag dämmert schon. Das Gefäß gellt nun ununterbrochen in den wüsten Tönen, ingrinnigsten und empörtesten Tönen, oft in ein klägliches Winseln übergehend, aus dem letzten Ende des Korridors hervor. Bald sehe ich den Schatten des Birkes, der etwas wie einen Revolver drohend vor sich in der Hand hält, über das Milchglas meiner Tür gleiten. Am folgenden Mittag begude ich mir mein Bratenfleisch mit Chemikeraugen.

Ich habe keinem Swinegel mehr Gastfreundschaft erwiesen — auch sie ihn nicht aufgedrängt. Nur einmal in meinem Leben mußte ich ihn noch begegnen. Wir saßen bei einer Förstersfamilie am Rhein auf der Terrasse unter rot sich färbendem herbstlichen wilden Wein. Nicht am Haus zog sich ein gut gepflegter Gemüsegarten hin, hinter dessen Gitter eine Herde Hühner auf dem Hof vor den Kuhställen sich sonnte. Plötzlich aber stiebt der ganze Hennenstamm wie vom Teufel besessen auseinander. Der größte Teil explodiert über das Gitter weg in den Gemüsegarten hinein. Aber auch hier kommen sie nicht zur Ruhe und jagen stürmisch mit flatternden Flügeln und vorgestreckten Hälsen unter gellendem Gekader über die Mohrrübenrabatten, die grünen Petersilienbeete, über die Köhlpöste und zwischen einem Streifen Herbststapfen durch, daß die blauen, roten und violetten Blumensterne nur so herumprasseln. Es scheint, daß die Tiere von irgendeiner unsichtbaren Macht verfolgt werden — zu sehen ist nichts! Jetzt aber, wo der ganze gadernde Chorus im Marschmarsch wieder den Hauptweg des Gemüseterrains zurückstiebt, sieht man etwas wie eine sehr fette Ratte hinter ihm dreinjagen — mit einer Schnelligkeit, die nur der Hofe hatte, als er von dem bekannnten Swinegel so dämlich überstülpelt wurde. Dies, was da auf der Hühnerjagd war, war der Herr Swinegel in persona. Ein wunderförmig Schauspiel, diese blitzschnelle Stachelbürste hinter dem um seine Existenz besorgten Hühnerhof. Der Förster sah still dabei und lachte des possierlichen Anblicks, zumal es wirklich drollig anzuschauen war, wenn Swinegel glaubte, jetzt habe er eine der kreischenden Hennen, sie dann aber plötzlich geradauf in die Höhe flog und das Vorstentier samt seinem Blutdurst fünf bis acht Schritt übers Ziel hinausjagte und sich in der Wucht des Angriffs sehr lustig überkollerte, herumpruzelte und dann etwas ernüchtert wieder auf seinen kurzen Pfötchen stand, herumschnüffelte und nicht übel Lust hatte, das Hühnervolk wieder auf dem laufenden zu erhalten.

Es war kein fremder Zigel, sondern ein königlicher Förstigel, weshalb er denn auch seine „Hühnerjagd“ hatte, die der Förster für harmlos hielt, die dann aber jedenfalls mit allem Schein des Ernstes gespielt wurde. An einem der nächsten Tage brachte der Förster eine lebendige Kreuzotter mit heim. Die giftige Westie wurde in einen engmaschigen Drahtkäfig gesteckt und der tapfere Zigel dazu. Die Otter richtete sich gleich etwas auf und züngelte gegen den Vorstentier an. Der kam ganz gemächlich heran, sagte ihr unter freundlicher Beschnüffelung Guten Tag, erhielt aber zum Dank verschiedene Bisse in den sehr sachlich schnüffelnden Rüssel. Das kümmernte ihn wenig — er ledte mit dem roten Züngelchen über die kleinen Wunden und beleckte dann auch die boshafte Schlange, die den Tapferen, wo sie eben konnte, mit Bissen traktierte. Zählings schnappte der Swinegel nach ihrem Kopf, zermalnte ihn und im Nu fraß er die ganze halbe Otter gleich hinterher. Nach einer Stunde den Rest. Das Giftmahl bekam ihm gut — andern Tags war er wieder auf der Hühnerjagd.

## Kleines Feuilleton.

Die Kunst, ein Narr zu sein. Nicht alle Narren verstehen sich auf die Kunst, mit Anstand und Würde ein Narr zu sein. Zu diesem Schlusse gelangt man, wenn man die in der Zeitschrift „Los soires do Paris“ erschienenen Artikel von Maurice Raynal über modernes Narrtümchen gelesen hat. Wer es in der Narretei zu etwas bringen will, muß — nach Raynal — vor allem originell zu werden suchen. Zu richtiger „malitait“ gehört aber in erster Linie Widerprücksgeit: „Man darf es nicht so machen wie es die anderen Menschen finden machen, sondern muß sich von der großen Herde abheben und in jeder Hinsicht aufzufallen suchen: durch extravagantes Benehmen, durch komische Posen, durch Scrupul und, wenn es gar nicht anders geht, durch fleghafte Manieren. Sonderbarkeiten dieser Art er-

fordern, da sie neu einstudiert sein wollen, nicht wenig Zeit und Mühe, aber sie lohnen sich schließlich auch, denn ein rechter Narr wird schneller bekannt und berüchtigt als ein Genie.

Maurice Mahual erzählt von einem jungen Mann, der, um sich bemerkbar zu machen, auf den Gedanken kam, im Knosploch ständig eine Blume zu tragen, und zwar immer dieselbe Blumenart; da dies ihm jedoch schließlich zu kostspielig wurde, entschloß er sich eines Tages die Naturblume durch eine Seidene zu ersetzen; und mit diesem Rodschmuck zeigt er sich in Paris seit vielen Jahren. Er ist lächerlich, aber er ist auch bekannt; man zeigt mit Fingern auf ihn, man macht sich über ihn lustig, aber man kennt ihn und das genügt ihm.

Ein Pariser Schauspieler wieder hat die Gewohnheit, jeden Abend, wenn er nach Hause kommt, mit seinem Spazierstock über einen blechernen Briefkasten, der im Erdgeschoß hängt, zu fahren; wenn er das einmal vergißt, ist er imlande, die Treppen, die er bis zu seiner Wohnung hinaufklettern muß, noch einmal hinaufzusteigen, nur um durch den Schlag auf den Briefkasten die anderen Hausbewohner auf sein Nachhausekommen aufmerksam zu machen. Im ganzen Stadtteil kennt man den Schauspieler und seine „kleine Manie“; auf der Bühne leistet er so gut wie nichts, aber die „kleine Manie“ hat ihn berühmt gemacht, und er trägt sein Narrantum mit edlem Anstand zur Schau.

Lud wie anders als durch seine großartige Narrheit hätte jener Vegetarier berüchtigt werden sollen, der, so oft einer seiner Gäste sich verabschiedet hat und gegangen ist, das Zimmer anröcheln läßt, um nicht den „Fleischstreifergeruch“ riechen zu müssen! Nicht alle Narren können zu solchem Ruhme gelangen, und darum ist die Kunst, ein Narr zu sein, eine der schwierigsten aller Künste . . .

**Luftfahrt.**

Der Flug über den Atlantischen Ozean. Seitdem die englische Zeitung „Daily Mail“ einen Preis für das Ueberfliegen des Atlantischen Ozeans ausgeschrieben hat, beschäftigt die Frage der Möglichkeit dieses Fluges die Flieger und nicht minder die öffentliche Meinung. In der Tat, was noch vor einigen Jahren unmöglich schien, ist von kühnen Piloten der Luft unternommen worden: der Flug über den Kanal, der Flug über das Mitteländische Meer, der Flug über die Alpen und anderes. Kann man deshalb sagen: Der Flug über die Atlantik ist ein Ding der Unmöglichkeit? Die Flieger halten diesen Flug für möglich; der amerikanische Flieger Banamaker ist mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt; die Flugtechniker halten das Unternehmen ebenfalls im Bereiche der Möglichkeit liegend: der Flugtechniker Dumas sprach sich vor kurzem in einem Vortrage dafür aus. Hören wir, was er sagt.

Dumas ist, das soll vorausgeschickt werden, freilich der Meinung, daß keiner der gegenwärtigen Flugapparate ausreichend sei, den Flug über den Ozean zu wagen. Sogar die Dieselflugmaschine des Russen Sikorski, der erst vor wenigen Tagen einen Achtzehn-Minuten-Flug mit sechzehn Personen unternahm, hält Dumas für nicht geeignet.

Dumas erklärt: Der Flug über den Atlantischen Ozean ist möglich. Seine Verwirklichung ist eine rein technische Frage, nämlich eine Frage der Maschine, des Motors und der Fluglinie. Der Apparat muß beim Aufstieg eine Last von 9000 Kilo tragen können. Seine Tragflächen berechnet er auf 450 Quadratmeter. Die Propeller würden 310 Pferdekraften verlangen. Da aber 20 Proz. der Motorleistungen verloren gingen, wären Motore mit 400 Pferdekraften das Minimum.

Den Rotationsmotor hält Dumas wegen seines großen Benzinsverbrauchs für nicht verwendbar. Der Rotationsmotor ist zwar bedeutend leichter. Aber dieser Vorteil wird aufgehoben durch die Tatsache, daß seine Betriebsstätigkeit in 43 Stunden und 13 Minuten denselben Benzinsverbrauch erfordert, wie ein stehender Motor in 68 Stunden. Der feststehende Motor wäre also vorzuziehen. Das Gesamtgewicht des Apparates berechnet sich also:

4 Motore mit 200 Pferdekraften . . .	1680 Kilo
Last für Benzin und Del usw. . . .	4200 „
Gewicht des Apparates . . . . .	2420 „
10 Personen zu je 70 Kilo . . . . .	700 „
In Summa	9000 Kilo

Dumas glaubt, daß 10 Personen unbedingt notwendig sind und zwar: 3 Piloten, 3 Mechaniker, 3 Führungsoffiziere und ein Kommandant. Die Flugmaschine müßte 44 Meter Flügelweite haben bei 3,50 Meter Tiefe der Flügel. Eine solche Maschine, selbstverständlich ein Doppeldecker, würde alle gegenwärtig bekannten Vorzüge in sich vereinigen können. Neuerungen müßten möglichst vermieden werden. Seine Teile hätten zum größten Teile aus Metall zu bestehen.

Zwei Fluglinien sind ins Auge zu fassen: Die Nordlinie von Irland nach Neufundland und die Südlinie von den Azoren nach Neufundland. Die zweite Linie scheint Dumas die bessere. Die wahrscheinliche Flugdauer auf ihr würde betragen: von Paris nach Angra auf den Azoren 84 Stunden, von Angra nach Neufundland 81 Stunden und von St. Jean auf Neufundland nach New York 29 Stunden. Mit den nötigen Aufenthalten zur Erholung und Restaurierung, im ganzen etwa 10 Stunden, würde die Gesamt-

zeit um von Paris nach New York zu gelangen, etwa 97 Stunden betragen.

Ein anderer Vorschlag geht dahin, im Meere von 1000 zu 1000 Kilometer Schiffe zu stationieren, auf denen der Flieger Benzin einnehmen und sich erholen und erfrischen könnte. Eine solche Reise im Flugzeug, die mit einem gewöhnlichen Apparat mit Schwimmern zurückgelegt werden könnte, würde 3 bis 4 Tage in Anspruch nehmen. Bei diesem Fluge ist der Flieger auf künstliche Unterstützungspunkte angewiesen, während er bei dem ersteren nur mit den natürlichen rechnet.

**Technisches.**

Eine Maschine zum Pillenzählen. Ein deutscher Erfinder, Eduard Naumann, hat eine merkwürdige Maschine erfunden, die in großen Fabriken für chemische und pharmazeutische Waren dazu dienen soll, Pillen, Tabletten und Arzneimittel ähnlicher Form selbständig in ihre Behälter einzuzählen. Man kann sich vorstellen, daß die Ausführung einer solchen Vorrichtung mit der Hand verhältnismäßig mühsam und auch nicht zuverlässig genug ist. Die Drogen werden obenein weit über ihren Wert bezahlt, weil sie sich meistens eine weite Verbreitung nur durch eine ausgedehnte und kostspielige Kellame verschaffen können. Infolgedessen muß mit besonderer Strenge darauf gesehen werden, daß jede Verpackung die richtige Zahl von Stücken erhält. Eine Maschine arbeitet in dieser Hinsicht stets genauer als ein Mensch.

Die Zählmaschine, die jetzt für derartige Zwecke erfunden worden ist, verlangt zur Bedienung immerhin noch zwei Personen und läßt sich beliebig für jede Größe der Pillen oder Tabletten einstellen. Der Antrieb geschieht elektrisch oder durch Transmission. Im oberen Teil werden die Stücke in großer Masse eingeschüttet und dann einzeln von einem Band übernommen. Bei Pillen wird gleichzeitig der Ueberschuß an Pulver beseitigt, mit dem sie umgeben werden, um ein gegenseitiges Ankleben vor der völligen Trocknung zu verhindern. Alle Stücke, die eine erhebliche Abweichung in der Form besitzen, werden beim Durchgang durch die Maschine gehalten und ausgeschaltet. Die anderen nehmen einen zickzackförmigen Weg bis zum eigentlichen Zählapparat, der hauptsächlich in einem Rad besteht.

Dies Rad enthält soviele Vertiefungen, als von den betreffenden Arzneimitteln Stücke in eine Verpackung gelangen sollen. Damit nun nicht für jede Ware ein anderes Rad genommen zu werden braucht, lassen sich einige der Vertiefungen schließen, wodurch die Zahl herabgesetzt wird. Die an der unteren Seite der Maschine stehende Arbeiterin fängt bei einer Drehung des Rades immer genau die bestimmte Zahl von Pillen oder Tabletten in einem Behälter auf. Aus diesem werden sie nachher in die endgültige Verpackung gebracht.

Nach den bisherigen Erfahrungen können in einem Arbeitstag von 7 Stunden durch zwei Arbeiterinnen etwa 200 000 Pillen oder Tabletten verpackt werden.

**Astronomisches.**

Der Andromedanebel auf der Wanderschaft. Alle Schnellkeitsrekorde sind geschlagen worden. Die Rennbahn, auf der dieses „sportliche Ereignis“ vor sich geht, ist der himmlische „Planetodrom“, wo die funkelnden Sterne dauernd auf der Wanderschaft begriffen sind, und der Nebelfleck der Andromeda ist es, der nach neueren Feststellungen die größte Schnelligkeit, die je von einem materiellen Gegenstande erreicht worden ist, erzielt: wandert er doch mit einer Geschwindigkeit von 300 Kilometer in der Sekunde, d. h. mit einer Geschwindigkeit von mehr als 1 Million Kilometer in der Stunde, zur Erde. Wenn man bedenkt, daß dieser Nebelfleck am Himmel eine Fläche einnimmt, die Hunderte von Millionen mal größer ist als die des gesamten Sonnensystems, und daß er mit jener Schnelligkeit kaum zwanzig Minuten braucht, um die Entfernung, die uns vom Monde trennt, zurückzulegen, und weniger als eine Woche, um die Entfernung, die uns von der Sonne trennt, zu durchlaufen, könnte einen der Gedanke an die Gefahren eines Zusammenstoßes gruseln machen. „Die furchtsamen Gemüter“, schreibt Charles Nordmann, Astronom am Pariser Observatorium, „mögen sich aber beruhigen: der Nebelfleck der Andromeda ist so weit von uns entfernt, daß er trotz seiner grauenerrregenden Schnelligkeit Tausende von Jahrhunderten brauchen würde, um bis zu uns zu gelangen; und außerdem ist dieser Nebelfleck so fein und dünn, daß unsere Ururenkel in ferner Zukunft durch ihn wahrscheinlich ebensowenig belästigt werden dürften, wie wir es vor etlichen Jahren durch den Zusammenstoß mit dem Halleischen Kometen wurden.“

Die 1 080 000 Kilometer, die der Andromedanebel in der Stunde zurücklegt, übertreffen alle Geschwindigkeitsmöglichkeiten, die bisher festgestellt worden sind. Bis jetzt galt als der schnellste Stern der Stern „m“ in der Kassiopeia; seine Radialgeschwindigkeit beträgt jedoch „nur“ 360 000 Kilometer in der Stunde. Und was sind daneben gar die armseligen 100 000 Kilometer in der Stunde, die die Erde auf ihrem Marsch um die Sonne zurücklegt! Und nun gar erst die Schnelligkeiten, die von Mensch und Tier erreicht werden: die 85 Kilometer in der Stunde, die der schnellste Schnellläufer zuwege bringt, die 200 Kilometer in der Stunde, die mit den raschesten elektrischen Lokomotiven oder Aeroplanen erzielt werden können!